

**btb**

Solange sie sich erinnern können, sind die beiden Freunde Achim und Wolf Japan-Fans. Da entdecken sie eines Tages in einem rustikalen Vereinsheim am Mittelrhein ein japanisches Spitzenrestaurant. Und dessen geheimnisvolle Chefin Mitsuko. Eine subtil komische Geschichte über die schwärmerische Suche nach strenger Schönheit, purem Genuss und dem ganz Anderen in Gestalt einer Frau nimmt ihren Lauf ...

CHRISTOPH PETERS wurde 1966 in Kalkar geboren.

Er ist Autor zahlreicher Romane und Erzählungsbände und wurde für seine Bücher mehrfach ausgezeichnet, unlängst z. B. mit dem Friedrich-Hölderlin-Preis der Stadt Bad Homburg (2016) und dem Wolfgang-Koeppen-Preis (2018).

Christoph Peters lebt heute in Berlin. Zuletzt erschienen von ihm der Erzählungsband »Selfie mit Sheikh« (2017) sowie der Roman »Das Jahr der Katze« (2018).

CHRISTOPH PETERS

# Mitsukos Restaurant

Roman

btb



Für Veronika – nur so.



*Eines Tages fragte Meister Kyōzan Ejaku den Meister Isan Reiyū auf dem Berg Isan im Tan-Distrikt: »Wenn Hunderte, Tausende und Zehntausende von Umständen gleichzeitig auf mich einstürzen, was kann ich dann tun?«*

*Isan Reiyū erwiderte: »Blau ist eine andere Farbe als Gelb. Etwas Langes unterscheidet sich von etwas Kurzem. Alle Wesen haben ihren eigenen Ort im Universum. An uns sind sie nicht interessiert.«*

*Daraufhin warf sich Meister Kyōzan vor Meister Isan nieder.*

Dogen Zenji (1200–1253)





## Anfangsschwierigkeiten

Am frühen Abend des 19. Mai 1984 fuhren die Abiturienten Achim Wiese und Wolf Erben aus dem niederrheinischen Kaff Huiswyck rund hundert Kilometer nach Düsseldorf, um zum ersten Mal in ihrem Leben japanisch zu essen. Sie hatten sich auf dieses Essen gründlicher vorbereitet als auf irgendeine der zurückliegenden Prüfungen und wußten doch nur schemenhaft, was sie erwartete. Alle, denen sie in den voraufgegangenen Wochen von dem Plan erzählt hatten, waren der Ansicht gewesen, daß es der bei weitem absonderlichste Einfall sei, den ihre für absonderliche Einfälle berüchtigten Köpfe bis dahin hervorgebracht hätten.

Zu dieser Zeit waren japanische Spezialitäten hierzulande noch wenig verbreitet und die Straßen aus der Provinz in die Städte um ein Vielfaches länger. Niemand, den sie kannten, hatte je japanisch gegessen oder auch nur die Karte eines japanischen

Restaurants in Händen gehalten. Die meisten Menschen verzogen schon bei dem Wort *Sushi* den Mund wie sonst höchstens, wenn die Rede auf das Hirn aus den offenen Schädeln lebendiger Affen kam, das *Indiana Jones* im *Tempel des Todes* serviert worden war. Achim und Wolf hatten beträchtliche Schwierigkeiten gehabt, überhaupt ein japanisches Lokal in erreichbarer Entfernung aufzutun. Jenseits der holländischen Grenze florierten eine Reihe Chinesen und Indonesier, die trotz des bereits damals abgedroschenen Verdachts, bei ihnen werde Hundefutter verarbeitet, beliebte Ziele niederrheinischer Feinschmecker waren, aber von einem Japaner hatte nicht einmal der berühmte Gennepner Tankwart Henk Praats je etwas gehört, der für nahezu alle Wünsche deutscher Autofahrer die passende Adresse kannte. Achim und Wolf wären beinahe aufs Geratewohl nach Amsterdam gefahren, wo man angeblich jede Küche der bekannten Welt probieren konnte, hatten sich aber dann aus Angst, von einem betrügerischen Meister mit vergammeltem Fisch vergiftet zu werden, dagegen entschieden. Zwischenzeitlich berichtete das Kulturjournal *facetten* über die Eröffnung der ersten Sushi-Bar in München, die *Mishimas Garden Palace* hieß und wie Witzigmanns *Aubergine* und Winklers *Tantris* täglich mit fangfrischer Ware aus den legendären

Pariser Hallen beliefert wurde. In *Mishimas Garden Palace* betrieb man zusätzlich eine Aquarienanlage, damit der Gast sich die Barbe oder Brasse selbst auswählen konnte, die ihm wenig später perfekt zugeschnitten, aber roh, serviert werden sollte. Allerdings lag München über siebenhundert Kilometer von Huiswyck entfernt, so daß Achim und Wolf dort hätten übernachten müssen, was angesichts der Menüpreise, die in dem Fernsehbeitrag genannt worden waren, weit über ihre finanziellen Möglichkeiten gegangen wäre. Schließlich hatte der Zufall oder das Schicksal in Gestalt ihres Kunstlehrers Heinrich van de Kerckhoff ihnen den Katalog einer Ausstellung japanischer Keramik zugespielt, die seit kurzem im Düsseldorfer *Hetjens-Museum* gezeigt wurde. Am Ende des Katalogs waren sie auf die Anzeige eines ebenfalls in Düsseldorf ansässigen Restaurants namens *Kabuki* gestoßen: »*Erleben Sie japanische Küche, zubereitet von Meistern aus Tokio und Osaka, in original japanischen Räumlichkeiten. – Einmalig in Deutschland!*«

Mittlerweile war ihnen von Dr. Riebsamen, dem Direktor des *Adam-Rainer-Lynen-Gymnasiums* in Cleve, offiziell mitgeteilt worden, daß sie das Abitur bestanden hatten: Wolf mit – in den Worten des Direktors – »unübertrefflichem Ergebnis«, Achim hingegen mit Noten, die seine tiefe Ver-

achtung für das, wie er selbst es ausdrückte, »fascistische Gleichschaltungssystem Schule« widerspiegelten. In neun Tagen würde ein Festakt samt Zeugnisübergabe diese trostloseste aller vorstellbaren Lebensphasen beenden. –

»Verdammter Mist«, brummte Achim, weil ihm zum wiederholten Mal durch plötzliches Abknicken des Blättchens der Tabak auf den Sitz gefallen war und es zusehends unwahrscheinlicher wurde, daß die im Beutel verbliebenen Reste für eine Zigarette reichten.

»Du saust alles voll«, sagte Wolf.

Der Wagen, ein dunkelblauer Mercedes 190, war das Abiturgeschenk seiner Eltern, weshalb Wolf sich verpflichtet fühlte, die Mitschüler daran zu hindern, ihn schon vor der Verabschiedung in eine rollende Müllkippe zu verwandeln. Achim gab trotzdem nicht auf, und sein nächster Versuch endete mit einem Tabakstäbchen von gut doppelter Streichholzdicke, das wegen der Trockenheit und des hohen Verdichtungsgrads der Krümel einen scharfen kobaltblauen Rauch ergab.

»Wo bleibt eigentlich der Frühling?« fragte er.

»Wo soll er denn bleiben?« erwiderte Wolf.

»Du meinst, daß schon die Erwartung ein Fehler ist?«

»Wahrscheinlich.«

- »Wie bei rohem Fisch.«
- »Würde ich nicht vergleichen.«
- »Warum?«
- »Hört sich komisch an.«

Achim überlegte einen Moment, nickte zustimmend, kurbelte das Fenster hinunter und warf die in wenigen Zügen verglühte Kippe auf die nasse Fahrbahn.

Es hatte den ganzen Tag auf eine dunkle, gleichförmige Weise geregnet, aber kurz hinter Moers war das Grau plötzlich aufgebrochen, und jetzt glänzte die Autobahn golden. Langgezogene Pfützen spiegelten die untergehende Sonne, und in den Baggerseen längs der Strecke kräuselte sich das fahle Gelb des östlichen Himmels wie ein Seidentuch, das langsam auf eine Schwertklinge zutrieb.

»Aquaplaning«, stellte Wolf fest.

»Ich dachte, das Auto ist neu.«

»Halt einfach die Klappe.«

Am Horizont strahlten Industrieanlagen im Zwielflicht, als wären sie Kulissen für einen schmutzigen Ruhrgebietskrimi, und über den Schloten räkelten sich Rauchschwaden wie dicke Nutten am Tatort. Wolf fuhr deutlich zu schnell, trotzdem würden sie es heute nicht mehr schaffen, die Ausstellung zu besuchen. Ihre Abfahrt hatte sich um Stunden verzögert, weil Wolfs Freundin Maria am

Vormittag von einem ihrer plötzlichen, wenngleich nicht grundlosen Eifersuchtsanfälle überwältigt worden war. Achim hatte Wolfs Anruf um kurz vor elf kommentarlos hingenommen. Er war auf die überdachte Terrasse seines Elternhauses getreten, hatte sich in einen der mit Plastikplanen verpackten Liegestühle gesetzt, in den Regen gestarrt und der Tatsache gedacht, daß er diesen Ort bald für immer verlassen würde. Obwohl es philosophisch gesehen falsch war und die Zukunft so nah wie nie zuvor, hatte er sie herbeigesehnt.

»Eigentlich schmeckt grüner Tee fies«, sagte Achim.

»Den besseren bekommen wir gar nicht, den behalten die Japaner für sich«, entgegnete Wolf.

»Ich meine: ohne Zucker.«

»Mein Vater ist mal von einem französischen Kollegen zum besten Chinesen in Paris eingeladen worden und wollte Zucker zum grünen Tee. Der Kellner hat genickt und ist gegangen. Fünf Minuten später hat mein Vater den Kellner noch mal gerufen und ihn an den Zucker erinnert. Der Kellner hat sich entschuldigt und ist wieder gegangen. Nach dem dritten Mal hat der Kollege, dem das Ganze ziemlich peinlich war, zu meinem Vater gesagt: ›In diesem Restaurant für diesen Tee Zucker zu verlangen, ist so, als ob Sie im *Maxim's* Zucker für ihren

*Château Lafite* bestellen würden. Der Mann will Sie nicht brüskieren, deshalb sagt er nichts, aber er wird Ihnen keinen Zucker bringen.«

»Das waren Chinesen.«

»Für *Chianti classico* würde dasselbe gelten.«

»Du meinst für Sake.«

»So oder so.«

»Der schmeckt nicht schlecht.«

»Mag sein.«

»Solltest du probieren.«

»Hast du schon – ich weiß.«

Wer von ihnen sich als erster mit Japan beschäftigt hatte, war eine Streitfrage, die sich nicht mehr klären ließ. Fest stand, daß ihre Beschäftigung unterschiedliche Ursprünge hatte: Während Wolf über seine Begeisterung für traditionelles Kriegshandwerk und Kurosawas Historienfilme auf Japan gestoßen war, hatte Achim, ausgehend von eigenen Holzschnittversuchen, mit van de Kerkhoffs Büchern über Hokusei und Utamaro zunächst die japanische Kunst für sich entdeckt. Später war er bei seiner Suche nach den Schlüsseln der Weltweisheit auf die Schriften Suzukis und Okakuras gestoßen.

»Neulich habe ich eine Dokumentation gesehen, da hieß es, Rikyū sei des öfteren voll mit Sake durch die Gegend getorkelt«, sagte Wolf.

»Kann sein.«

»Darf er das als Tee-Meister und Zen-Priester überhaupt?« Achim überhörte die Provokation und antwortete nicht. Wie immer freitags um diese Uhrzeit geriet der Verkehr, je näher sie dem Stadtzentrum kamen, zunehmend ins Stocken. Tausende hatten sich in Kleinwagenverbänden und Bus-Konvois aufgemacht, um die Sinnlosigkeit ihres Daseins für ein Wochenende in der Düsseldorf-Altstadt zu ertränken. Im Gegensatz zu Wolf, der dieses Revier selbst zuweilen nutzte, um ohne Mühe und frei von späteren Komplikationen Frauen für spontanen Geschlechtsverkehr zu werben, fand Achim den Bezirk billig.

»Der Mob auf dem Weg in die Versenkung«, sagte er, als sie neben einem mit fünf winkenden Mädchen besetzten Opel Corsa zum Stehen kamen, woraufhin Wolf in obszönes Gelächter ausbrach, »Schneckchen« schmatzte und zurückwinkte, als hätte er seine Pläne für den Abend soeben geändert.

»Arschloch«, brummte Achim. Einige hundert Meter weiter auf der Oberkasseler Brücke, immer noch im Schrittempo, deutete er nach rechts und sagte: »Da hinten wohnt Beuys.«

Wolf zuckte mit den Achseln.

»Beuys hat sich auch viel mit Japan beschäftigt«, sagte Achim.



»Ein Mißverständnis.«

»Die Japaner sehen das anders.«

»Die Japaner verstehen uns heutzutage besser als sich selbst.«

Mittlerweile war es kurz vor sieben, das Museum hatte seit einer Stunde geschlossen, Wolf schimpfte: »Scheiß-Weiber«, und Achim sagte: »Ach Quatsch.«

Sie schoben sich von Ampelphase zu Ampelphase über die Hofgartenrampe in Richtung Königsallee, wo Wolf ein bestimmtes Parkhaus im Visier hatte, weil er später eine Diskothek in der Nähe aufsuchen wollte. Dort trafen sich, wie er einem Düsseldorfer Stadtmagazin entnommen hatte, die Töchter der ortsansässigen japanischen Geschäftsleute zur Drogen- und Kontaktaufnahme.

»Japanische Mädchen«, erläuterte Wolf beim Aussteigen, »werden dazu erzogen, ihren Männern zu dienen, um sie glücklich zu machen, aber nicht durch christliche Sexualmoral genau daran gehindert.«

Achim seufzte.

Als sie auf die Straße traten, hatte es zu nieseln angefangen, so fein und schwebend, daß Schirme nutzlos gewesen wären. Wolf fuhr sich mit der Hand durchs Haar, dachte, daß Regenwasser seiner Frisur noch immer gut bekommen sei. Achim

maulte: »Wegen deiner Scheiß-Disko latschen wir jetzt eine halbe Stunde durch den Regen.«

»Zehn Minuten.«

»Fünfzehn.«

»*Stelle dich auf Regen ein, auch wenn es nicht regnet*, lautet eine der sieben Regeln Rikyūs.«

»Es regnet aber.«

»Dann dürfte es erst recht kein Problem für dich sein.«

Da die Geschäfte bereits um halb sieben schlossen, waren Viertel, in denen weder Bierkneipen noch Speisegaststätten vorherrschten, um diese Uhrzeit bereits ausgestorben.

»Ich bin wirklich gespannt«, sagte Achim.

»Auf rohen Fisch.«

»Vielleicht auch auf etwas anderes.«

»Du bist doch der Authentizitätsfanatiker.«

»Ich meine nur, daß ich völlig offen hingehe.«

Zu Beginn der Bolker Straße schwenkten sie rechts in die kaum beleuchtete Grabbe-Straße, an deren Ende unter einem ziegelgedeckten Vordach eine voluminöse rote Laterne den Eingang des Restaurants *Kabuki* markierte. Das Haus war ein schäbiger Zweckbau aus der Nachkriegszeit, hatte aber im unteren Teil mit Hilfe dunkler Balken und weißer Blendplatten, auf die mächtige Schriftzeichen kalligraphiert waren, ein leidlich japanisches

Gepräge erhalten. Hinter die Fenster waren traditionelle Papierwände montiert, so daß die Gäste im Innern ebenso vor neugierigen Blicken bewahrt blieben wie die Geheimnisse der Küche. Selbst der breite Schaukasten rechts der Tür war japanischer Herkunft, was man an den aufwendigen Holzverbindungen sah, die ein deutscher Schreiner ohne Zweifel durch Baumarktschrauben ersetzt hätte.

Achim und Wolf versuchten zunächst, sich auf den verschiedenen Speise- und Getränkekarten zu orientieren. Sie lasen, räusperten sich, lasen weiter, schwiegen. Vom Anfang der Straße her wehte ein Klanggemisch aus volkstümlicher Musik, elektronisch erzeugten Tanzrhythmen und bierseligen Stimmen herüber. Achim trat von einem Fuß auf den anderen, Wolf zupfte sich am Ohr.

Es standen vier Menüs zur Auswahl, das kleinste mit fünf, das größte mit elf Gängen. Roher Fisch spielte darin, wenn überhaupt, nur eine untergeordnete Rolle. Die Begriffe *Sushi* und *Sashimi* fehlten völlig, und auch von *Tempura*, der angeblich vollkommenen Technik, Gemüse und Meeresfrüchte auszubacken, war nirgends die Rede. Es gab *Abalone mit grünem Spargel*; *Chrysanthemensalat*; *frittierten Tofu in Bernsteinsauce*; *Taschenkrebisfleisch auf Zweischicht-Ei*; *gefüllte Lotuswurzeln*; *marinierten Bonito-Fisch*; *Hähnchenbrust*

nach Chikozen-Art; Makrele in Miso-Sauce; Teriyaki-Ente; gegrillten Tintenfisch mit Seeigelrogen; Herzmuscheln auf Mangold; marinierte Spanferkelschulter mit Kapuzinerkresseblüten; Süßkartoffelkuchlein; Grüntee-Eis; Azukibohnen-Gelee; außerdem einige Dinge, die keine deutschen Namen hatten, und *frisches Obst*. Letzteres war das einzige Gericht, unter dem sie sich etwas vorstellen konnten, vorausgesetzt, daß in Japan nicht Früchte wuchsen, von deren Existenz sie nie gehört hatten. Das preiswerteste Menü kostete siebenundachtzig Mark, das teuerste einhundertneunddreißig. Außerdem hätten sie sich – allerdings mit dreitägiger Vorbestellung – zum Preis von hundertneundvierzig Mark pro Person eine traditionelle *Chanoyu-Teezeremonie* einschließlich des dazugehörigen, der Jahreszeit entsprechenden *Kaiseki-Menüs* im separaten Teeraum des Hauses zubereiten lassen können.

»Glaubst du, daß *das da* authentisch japanische Küche ist?« fragte Achim.

»Ich weiß nicht«, sagte Wolf. »Spanferkel? Kapuzinerkresse?«

»Klingt komisch.«

»Kein roher Fisch.«

»Marinierter Bonito vielleicht?«

»Andererseits ...«

»Und sie haben nur die Menüs.«

»Nur Menüs.«

»Daß japanisches Essen teuer ist, wußte ich ja ...«

»In dieser Münchner Sushi-Bar soll eine Portion, alles drum und dran, vierzig Mark kosten.«

»Wieviel hast du dabei?« fragte Achim.

Wolf holte sein Portemonnaie aus der Hosentasche und zählte: »Etwas über neunzig.«

»Ich Mitte achtzig.«

»Wenn wir zusammenlegen, könnte es für zwei Menüs reichen.«

»Aber nicht mehr für Sake. Die billigste Flasche liegt bei fünfzehn Mark.«

»Dann ist es sinnlos.«

»Ja. Es ist sinnlos.«

Der Nieselregen hatte sie trotz des schützenden Vordachs mit einer silbrigen Schicht winziger Tröpfchen überzogen. Die Luft war schwer wie ein nasser Lappen. So geduckt, mit hochgezogenen Schultern im Licht der roten Laterne, hätten sie ebensogut Nachwuchs-Yakuza auf der Flucht in einem Thriller der frühen siebziger Jahre sein können, die an ihrem ersten Auftrag gescheitert waren. Das würde sie ein Fingerglied kosten, wenn nicht ein Wunder geschähe. Doch weder ein barscher Leibwächter noch ein geheimnisvoller Alter, dem sie vertrauen konnten, öffnete die Tür.

»Und jetzt?« fragte Achim nach einer Weile.

»Mein Vater geht immer zu einem Chinesen auf der Kö. Der ist nicht schlecht. Jedenfalls besser als das *Peking* in Cleve.«

»... und trinkt grünen Tee mit Zucker.«

»Bier.«

»Das berühmte chinesische Bier ...«

»Genau: nach dem deutschen Reinheitsgebot gebraut.«

## *Einige hundert Jahre zuvor in Japan*

Schwer ruht die Nacht auf den Bergen des Hinterlands. In der Kiefer am Tor des vereinzelt Hofes nördlich von Tokoname wacht vor dem unermeßlichen Himmel im bleichen Licht des schwindenden Mondes der Schattenriß einer Eule, gesammelt und schwarz. Nichts entgeht ihrem Blick. Was sie auch sieht, es verbleibt in ihrem von Selbstsucht und Alter befreiten Gedächtnis. Das Vergangene und das Künftige sind ihr eins. Sie entstammt dem Reich der Zeichen und weiß sie zu deuten: Etwas kündigt sich an. Lautlos stürzt sich der Vogel ins Leere, gleitet davon, als berührten seine Flügel die Luft nicht.

Der Mann, der hier lebt und dem der Gedanke, den Hof sein eigen zu nennen, fremd ist, kennt keine Furcht. Man sagt ihm besondere Kräfte nach. Es heißt, Raum und Zeit beschränkten ihn nicht. Anders die Menschen der Stadt. Verzagt

vom Kampf mit den Mächten des Wassers, der Erde, kauern sie in ihren Hütten und erwarten den Schlaf des Vergessens voll Angst.

Es knarrt im Gebälk. Buschwerk raschelt. Wie ein Griff in den Nacken plötzlich die Schläge galoppierender Hufe. Sie nähern sich rasch, fallen in Schritt, stehen still. Schnaubende Nüstern – es ist mehr als nur ein Pferd. Das Klirren von Zaumzeug, jemand springt aus dem Sattel. Seine Sohlen treffen auf gestampften Lehm, sorgsam von allem Unrat gereinigt. Der Fremde öffnet das Tor, geht auf das Haus zu, nimmt die Treppe in einem Satz, hält vor der Tür inne. Schwaches Licht dringt durch Ritzen, beleuchtet die kantigen Züge: ein Mann in mittlerem Alter von erkennbar edler Geburt. Er bewegt sich zögernd, hebt die Hand, tritt ein. Im eisernen Becken am Boden glimmt noch die Kohle des Tages.

»Meister«, sagt der Mann, »Meister Tsujimura. Vergebt mir, daß ich in Euer Haus eindringe, ohne daß Ihr mir Einlaß gewährt habt. Vergebt die späte Stunde, seht mir meine würdelose Erscheinung nach. Ihr kennt mich nicht. Niemand hat mich Euch angekündigt. Ich weiß: Selten kommt Gutes aus dem Dunkel, und die Nacht ist der Mantel des Diebes. Doch ich stehe hier in lauterer Absicht: Hört mich an.«



Über der Feuerstelle steigt Hitze als zitternde Säule dem offenen Dach zu. Mondschein fällt auf irdene Formen, Schalen, Teedosen, Wassergefäße, in rohen Gestellen aufgereiht wie die stummen Diener einer Zeremonie. Ein Schemen, der ein Mensch sein könnte oder sein Schatten, vielleicht nur ein Tuch, ein Gewand, bewegt sich kaum sichtbar im Luftzug.

»Meister Tsujimura«, wiederholt der Fremde. »Ich komme von weit her. Euer Ruhm ist über die Hügel des Akaishi-Gebirges, durch die Schluchten des Tenryū-Flusses, zwischen den Gipfeln von Iide-San und Azume-San, vorbei an hochaufragenden Burgen und waffenstarrenden Feldlagern bis zu mir gedrungen. Und ich habe mich aufgemacht, ohne zu wissen, ob ich Euch fände und ob Ihr mich anhören würdet. Bis zu der unglückseligen Schlacht, die mir alles genommen hat, war ich Herr. Meine Besitzungen reichten vom Meer im Westen bis zu den Bergen im Osten. Wer auf dem höchsten Gipfel meines Landes stand, sah seine Grenzen nicht. Doch jetzt bin ich niemand.«

Abermals bricht die Rede des Fremden ab. Seine Augen suchen in der Dunkelheit den Mann, desentwegen er ein nichtswürdiges Leben statt des stolzen Todes gewählt hat.

›Ein Strich, und ich bin ausgelöscht‹, denkt er,

als hinter ihm eine Stimme, weder bebend vor Zorn noch gespannt vor Erwartung, fragt: »Wie heißt du?«

»Takanosu Norishige«, antwortet der Fremde und wendet sich um.

»Ich kann nichts für dich tun.«

## Wie im Flug waren acht Jahre vergangen

»Bier«, murmelte Achim, »Weizenbier«, und zündete sich die erste legale Zigarette seit Stunden an. Angesichts der zwanzigtausend Mark Geldstrafe bei Verstoß gegen das Rauchverbot im Wald hatte er die letzten so hastig in sich hineingesaugt, daß ihm jedesmal schlecht geworden war.

Der Sommer 1992 entwickelte sich zum heißesten seit Beginn der Temperaturlaufzeichnungen. Einige Klimaforscher prognostizierten die Überflutung der norddeutschen Tiefebene in hundert Jahren, was jedoch – abgesehen von den Bauern Frieslands und Mecklenburgs, die unter Ernteaussfällen litten – niemanden beunruhigte. Die Weltuntergangsstimmung früherer Jahre war nach dem Ende des Kalten Krieges einer lustlosen Ergebnislosigkeit gewichen, der sich mehr und mehr ein Anspruch auf angenehme Umstände im allgemeinen beigegeben. Dementsprechend wurde das schöne

Wetter von weiten Teilen der Bevölkerung begrüßt und führte, bei insgesamt sinkender Produktivität der Wirtschaft, zu Umsatzsteigerungen im Gastgewerbe und einer nachhaltigen Belebung der Innenstädte.

Das *Theater Herz-und-Hirn*, an dem Achim Wiese auf Vermittlung Kurt Rübners, eines Freundes aus gemeinsamer Münchner Zeit, während der vergangenen Saison in kleineren und mittleren Rollen zu sehen gewesen war, hatte Ferien, und ob Achims Engagement für die kommende Spielzeit verlängert werden würde, stand in den Sternen. Seine Rücklagen reichten bei großzügigerem Lebensstil bis Mitte November, so daß er jetzt einer seiner nutzlosen Lieblingsbeschäftigungen nachging: Er machte Waldspaziergänge. Streng genommen handelte es sich dabei längst nicht mehr um Spaziergänge, sondern um ausgedehnte Wanderungen, die ihn nur deshalb nicht quer durchs Land führten wie Handwerksgesellen vergangener Epochen, weil die unterwegs anfallenden Kosten seine Rücklagen früher aufgezehrt hätten, als er nach neuen Verdienstquellen Ausschau halten wollte.

Achim war immer gewandert. Schon als Kind hatte er seine Nachmittage mit stundenlangen Streifzügen durch die Auwälder und Streuwiesen

rund um Huiswyck verbracht, war Mardern und Füchsen nachgestiegen, hatte seltene Vögel beobachtet, Falter und Käfer gefangen, um sie anschließend in wissenschaftliche Präparate zu verwandeln und entsprechend der zoologischen Systematik in Schaukästen einzuordnen. Damals war es sein erklärtes Lebensziel gewesen, ein großer Naturforscher zu werden, doch im Alter von fünfzehn hatte er begriffen, daß es keine großen Naturforscher mehr gab, sondern nur Wissenschaftler auf immer kleiner werdenden Spezialgebieten. In der Folgezeit war er mit der Erbitterung eines Betrogenen gewandert, der jenseits des Horizonts ein neues Ziel finden wollte. Da sich nichts dergleichen gezeigt hatte, war ihm schließlich der Gedanke des Ziels als solcher abhandengekommen, und er hatte sich verschiedenen Künsten und Interessensfeldern zugewandt – unter anderem der Kultur Japans. Seit Achim vor anderthalb Jahren trotz beträchtlicher Bedenken auf Kurt Rübners Angebot, am *Theater Herz-und-Hirn* zu spielen, eingegangen und nach A. übergesiedelt war, hatte er vor lauter Arbeit keine Zeit für Wanderungen gefunden. Vor zwei Tagen endlich war er angesichts des blauen Himmels einem spontanen Impuls gefolgt und losgegangen, um die Umgebung *Gurschebachs* – so hieß der Stadtteil von A., in dem er ein

überteuertes 1-Zimmer-Apartment bewohnte – zu erkunden. Insbesondere wollte er herausfinden, ob tatsächlich möglich war, was das Kartenmaterial, das er sich unlängst besorgt hatte, nahelegte: daß man nämlich fünf oder sechs Stunden Richtung *Nordwesten* gehen konnte, ohne auf besiedeltes Gebiet zu stoßen. Wie bereits an den Tagen zuvor, hatte er sich auch an diesem Donnerstag zunächst nach *Südwesten* orientiert und sich in den halb verwilderten Obstplantagen längs des *Gurschebachs*, eines Rinnsals, dem Ort, Wald und ein berühmter Faschingsverein ihre Namen verdankten, den Bauch mit Schattenmorellen vollgeschlagen. Die Bäume trugen so schwer, daß ihre Äste den Boden berührten, doch außer Achim und den Starenschwärmen, die in Abständen vor ihm aufgefliegen waren, hatte niemand Interesse an den Kirschen gezeigt. In der flirrenden Hitze nahmen die Bauern- und Schrebergärten geradezu provençalischen Charakter an, so daß Achim sich zeitweilig nicht mehr gefühlt hatte, als wanderte er an den Rändern einer rheinischen Provinzhauptstadt, sondern durch eine mediterrane Landschaft. Die hoch aufragenden Mietskasernen zu seiner Rechten hatte er ebenso ausgeblendet wie den nahen Autobahnring, der über eine künstliche Anhöhe in Sichtweite vor ihm verlief. Jenseits der Gär-

ten, kurz bevor die Autobahn den Weg abschnitt, hatte Achim seine südländische Illusion verlassen und sich nach rechts gewandt, um hinter der nahen Hauptstraße ein Neubaugebiet zu durchqueren, an dessen Rand eine natürliche Kuppe zum Rand des *kleinen Gurschbacher Walds* hinauf führte. Der Boden war sandig, und die hohen, weit auseinander stehenden Kiefern hätten auch Pinien sein können, so daß Achim sich im gleißenden Mittagslicht abermals in den Süden versetzt gefühlt und Ausläufer des Apennin durchschritten hatte. Nach etwa einstündigem Marsch hatte ihn eine schmale Fußgängerbrücke über ein weiteres Autobahnteilstück schließlich in den *großen Gurschbacher Wald* geführt, der angenehm kühl und von Geheimnissen durchwirkt gewesen war wie die Buchenhaine in den freundlichen Märchen der Kindheit. Achim hatte Eichhörnchen und Wildschweinspuren, einen Schwarzspecht und einen Habicht gesehen, Kaisermäntel und Distelfalter waren vor ihm hergeflattert, und entgegen den Ankündigungen Kurt Rübners, der Scharen von Hundebesitzern, Joggern und Vereinswanderern prophezeit hatte, war ihm bis zum frühen Nachmittag kein Mensch begegnet. Da Achim es haßte, umzudrehen und dieselbe Strecke zurückzukehren, hatte er um kurz nach vier die breite Ost-West-

Schneise genommen, die schnurgerade über eine zweite Fußgängerbrücke zum Zentralparkplatz für die Naherholungssucher führte.

Dort stand er jetzt, murmelte »Bier, Weizenbier« und zündete sich besagte Zigarette an. Er schlenderte rauchend einen asphaltierten Weg parallel zur Straße Richtung Stadt und genoß die Befriedigung, daß es ihm, ohne unterwegs noch einmal in die Karte zu schauen, gelungen war, dort anzukommen, wo er am Morgen anzukommen geplant hatte.

Immer mehr Wagen rollten heran, füllten die Parkplatzreihen, und immer neue Leute stiegen aus, um im Wald ihren Freizeitaktivitäten nachzugehen. Sie trugen modische Sportkleidung, Accessoires wie digitale Schrittzähler, Stoppuhren und aerodynamisch optimierte Trinkflaschen, als kämen sie nicht einfach zum Waldlauf, sondern nähmen an einer großangelegten Studie zum Nutzen der neuesten Trendsportart teil. Achim drosselte sein Tempo noch einmal, um sich und allen, die es wissen oder nicht wissen wollten, deutlich zu machen, daß *seinen* Bewegungen keinerlei Ehrgeiz zugrunde lag. Während er in Gedanken noch mit dieser Demonstration der Langsamkeit beschäftigt war, wurden seine Füße mit jedem Schritt schwerer. Nach sechs Stunden auf federnden Waldböden



spürte er die unnachgiebige Härte des Asphalt durch die dünnen Ledersohlen um so deutlicher. Links der Kapelle, die wie alle Waldkapellen dem heiligen Hubertus geweiht war, ließ Achim sich trotz seines riesigen Durstes auf eine Bank fallen. Seine Beine fühlten sich an, als könnten sie nie wieder einen Schritt tun. Brennende Schmerzpunkte an Zehen und Fersen signalisierten, daß er sich nicht nur Druckstellen, sondern handfeste Blasen gelaufen hatte. Während Achim noch zögerte, Schuhe und Socken auszuziehen, um den Zustand seiner Füße zu prüfen, wurde sein Blick von einem japanisch anmutenden Werbeblock auf der Tür eines weißen *Nissan*-Kombis festgehalten, der im Schrittempo an ihm vorbeirollte. Der Wagen wendete unmittelbar vor der Schranke zum Waldweg, fuhr ebenso langsam wieder zurück und bog nach knapp hundert Metern in eine Einfahrt. Das Manöver war sinnlos und schien keinen anderen Zweck zu verfolgen, als Achim Wiese die Aufschrift *Mitsukos Restaurant, Japanische Spezialitäten im Wanderheim, Gurschebachstr. 1, tägl. außer dienstags 11.30–1.00 Uhr, Inh. Mitsuko Walther-Nishida* zur Kenntnis zu bringen.

›Rot und Schwarz vor Weiß in Japan. / Hier: / blauer Himmel, Sand und Kiefern‹, dachte Achim in Form eines Haiku und bedauerte, weder Stift

noch Zettel bei sich zu haben. Dann glitt er in Gedanken so weit davon, daß er anschließend nicht hätte sagen können, wie lange er fort gewesen war, und sich ein weiteres Mal über die Löchrigkeit des Raum-Zeit-Kontinuums wunderte.

Er vergaß seine Füße, sprang auf und hinkte das kurze Stück die Straße entlang bis zu der Einfahrt, in der das Auto verschwunden war.

Das stählerne Tor stand offen. Achim blickte auf einen grau gepflasterten Hof, der an eine Sportplatzanlage grenzte. Zum Wald hin befand sich ein langgestreckter Schuppen, in dessen offenem Teil zusammengeklappte Biertische, Autoreifen, ein Würstchenbuden-Anhänger, mehrere Kubikmeter hölzerner Weinkisten und Unmengen Gerümpel eingelagert waren. Ein auffällig schwarzhaariger Mann in den Fünfzigern lud bei laufendem Motor Gemüseboxen aus dem Kofferraum des Nissan und trug sie die Kellertreppe eines dunklen Blockhauses hinunter, das auf einem Sockel aus gemauertem Naturstein thronte. Achim fragte sich, ob das Haus alpenländischen oder nordamerikanischen Vorbildern gehorchte und ob der Mann Europäer, Japaner oder vielleicht Amerikaner mit japanischen Vorfahren war: In A. befand sich eines der zahllosen Hauptquartiere der U. S. Streitkräfte, und der eine oder andere Besatzungssoldat blieb

nach dem Ende seiner Dienstzeit hier, weil er die Frau fürs Leben oder sonst eine Beschäftigung gefunden hatte.

Achim folgte dem von einer Hecke überwucherten Maschendrahtzaun, der das Gelände umschloß. An einigen Stellen war das Gebüsch weniger dicht, so daß er Tische, Stühle und Gäste ausmachen konnte. Schließlich öffneten sich Hecke und Zaun zu einem Eingang in Form eines schmiedeeisernen Rundbogens, der mit Lampionsträngen umwickelt war. Von vorn wirkte das Gebäude deutlich größer als von der Seite. Eine fünfstufige Treppe führte zur Tür hinauf. Rotweiße Blenden mit ausgeschnittenen Herzen rahmten die Fenster und machten deutlich, daß ein Schweizer- oder Schwarzwaldhof das Vorbild gewesen war und keine Trapperhütte im Lake District. Unter der verwitterten Trophäe eines Sechzehners zwischen Wappen und Eichenlaub stand mit breitem, ockerfarbenem Pinselstrich: *WANDERHEIM im Erwin-Brenner-Haus, erbaut 1981 zum fünfzigjährigen Gründungsjubiläum der Wanderfreunde Gurschebach e. V. ...*

All das hätte den gängigen Vorstellungen einer rustikalen Waldschenke entsprochen, die man nur im äußersten Notfall betrat, wäre über der Tür nicht ein Schild mit der Aufschrift *MITUKOS RESTAURANT* montiert gewesen und rechts davon

eine orangefarbene Papierlaterne, auf der die getuschten Umriss eines froschartigen Männleins im Manga-Stil sowie eine Reihe japanischer Zeichen zu erkennen waren. Der Durchschlag im Schaukasten, auf dem Alkoholika nebst verschiedenen Brat-, Bock-, Blut- und Leberwürsten mit Brot oder Kartoffelsalat in altertümlicher Maschinenschrift aufgelistet waren, bewegte sich ebenfalls im Rahmen des üblichen. Daneben jedoch – und Achim hätte es nicht geglaubt, wenn er es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte – war eine von Hand geschriebene, auf gelbe Bögen kopierte Speisekarte mit Stecknadeln an die Rückwand gepinnt, auf der in Japanisch, Deutsch und Englisch eine Reihe von Gerichten aufgeführt wurde, unter denen er sich im Wesentlichen nichts vorstellen konnte: *Tonkatsu – paniertes Schnitzel japanische Art – deep fried pork-schnitzel japanese style; Butinaku no tatsutage – Schweinefleisch mit Ingwersauce; Rumpsteak mit Miso-Sauce; Hähnchenschenkel mit Teriyaki-Sauce; marinierte Hühnerbrust, knusprig; frischer Lachs mit Wasabi-Butter; frischer Heilbutt im Soja-Sake-Sud; Tempura mit Fischfilets und Garnelen; Tofu in Gemüsesauce.* Das billigste – *Tonkatsu* – sollte siebzehn Mark, das teuerste – *Tempura mit Fischfilets und Garnelen* – siebenundzwanzig Mark kosten, was in etwa den

Preisen entsprach, die der ortsansässige Grieche für Gerichte mit vergleichbaren Zutaten verlangte: Selbst das Gyros mit Reis und Krautsalat kostete inzwischen schon vierzehn neunzig.

Achim dachte an die *indonesische Reistafel*, die er vor Jahren zusammen mit seinem Freund Wolf bei dem Chinesen in Düsseldorf gegessen hatte, nachdem das japanische Restaurant, zu dem sie gefahren waren, um das Ende des falschen und den Beginn des wahren Lebens zu feiern, sich als unbezahlbar herausgestellt hatte. Während ihnen angesichts der fetttriefenden Industriefrühlingsrollen, labberigen Fleischstreifen, tranigen Fischhappen und Dosengemüse in unterschiedlich gefärbten Glutamatpampen längst der Appetit vergangen war, hatten sie sich wechselseitig versichert, daß der Laden deutlich besser sei als das Clever *Peking*. Nach dem obligatorischen Pflaumenwein, der wie gezuckertes Parfüm geschmeckt hatte, waren sie in eine völlig überschätzte Diskothek weitergezogen. Dort hatte Achim Bier, später auch Whisky getrunken, um seinem Aufstoßen einen anderen Geschmack überzustülpen, und von seinem Barhocker aus zugeschaut, wie Wolf an dem Projekt, eine Japanerin für die Nacht aufzureißen, ebenso kläglich scheiterte wie zuvor bei der Wahl des Restaurants. Am Ende hatte die einzige Asiatin auf der

Tanzfläche, deren japanische Abstammung äußerst fraglich gewesen war, Wolf wild gestikulierend beschimpft.

Sowohl Wolfs als auch Achims Japanbegeisterung war in den folgenden Jahren aufgrund veränderter Lebensumstände wenn nicht erloschen so doch in den Hintergrund getreten: Wolf hatte sich gleich zu Beginn seines Studiums mit dem Sohn eines Ashanti-Königs angefreundet, der ebenfalls Medizin studiert und Wolfs nächtliche Jagdgründe um die afrikanischen Feste in Bonn erweitert hatte. Die Zeit, die ihm zwischen Vorlesungen und Nachtleben verblieben war, hatte er – auch in Vorbereitung eines längeren Ghana-Aufenthalts – auf die Beschäftigung mit Afrika verwandt.

Währenddessen war Achim mehr oder weniger erfolgreich mit Versuchen auf unterschiedlichsten Gebieten beschäftigt gewesen, die alle eines gemeinsam hatten: Sie warfen nur manchmal und dann meist wenig Geld ab. Abgesehen davon war selbst in den ebenso eigenwilligen wie heterogenen Kreisen, in denen er verkehrte, nie jemand gewesen, der Lust gehabt hätte, mit ihm auch nur die Keramikabteilung eines ostasiatischen Museums anzuschauen, geschweige denn nach einem der dünn gesäten, zudem vermutlich unbezahlbaren japanischen Restaurants zu suchen.

»Auf Japanisch heißt Schnitzel also *Tonkatsu*«, faßte Achim zusammen. Darüber hinaus fiel ihm auf, daß er außer *Sushi* und *Sashimi*, die hier ebenso fehlten wie damals in Düsseldorf, an japanischen Gerichten immer noch nur *Tempura* kannte, und deshalb abermals keine Ahnung hatte, ob das, was hier als japanische Küche verkauft wurde, auch nur im geringsten etwas mit dem zu tun hatte, was Japaner in Japan aßen. Achim schwankte zwischen der Erregung des Entdeckers, Zweifeln an der Echtheit des Entdeckten und ungläubigem Staunen über seine Naivität, die Möglichkeit eines ernstzunehmenden japanischen Restaurants in diesem Umfeld auch nur in Erwägung zu ziehen.

In diesem Moment trug eine junge Frau mit weißem Schürzchen und asiatischen Zügen ein Tablett aus der Tür, auf dem sich ein frisch gezapftes Bier befand. Bevor die Kellnerin erneut auf unbestimmte Zeit im Innern des Schwarzwaldhofes verschwinden konnte, setzte er sich an den nächstbesten Tisch, winkte sie hektisch herbei und bestellte: »Ein Kristallweizen. Ohne Zitrone.«

»Möchten Sie auch essen?«

Achim erinnerte sich, daß der Klang des Japanischen, das er in untertitelten Samurai-Filmen gehört hatte, deutlich harscher gewesen war, als es die

Sprache sein mußte, die das Deutsch der Frau in diesen sanften Singsang verwandelte, dachte ›HOK-KATAA-HAY!‹, und fragte: »Was gibt es denn?«

»Verschiedene Würste. *Hausmacher*. Und ab halb sechs haben wir japanische Küche.«

»Rohen Fisch?«

Die Kellnerin verdrehte die Augen, als hörte sie diese Frage zum siebenundzwanzigtausendeinhundertdreiundachtzigsten Mal, und sagte: »Die japanische Küche hat sehr viel mehr zu bieten als rohen Fisch.«

Auch die Gesichter der Frauen hatte er sich kantiger vorgestellt und bleich, selbst wenn er in Rechnung stellte, daß die meisten Filme, denen sein Japanbild entstammte, schwarzweiß gewesen waren und die japanische Kultur gekalkte Frauenhaut wohl gerade deshalb verehrte, weil sie in natura so selten vorkam.

»Zum Beispiel?«

»Ich bringe Ihnen die Karte.«

Die korrekte Aussprache des »R« bereitete ihr jedenfalls keine Schwierigkeiten.

Achim formte und artikulierte nacheinander ein logopädisch korrektes »L«, das gerollte und das Zäpfen-»R«, um zu verstehen, wie man die Laute verwechseln konnte, und gelangte zu keiner Erkenntnis.